1. EINLEITUNG

Zum Einstieg ein Auszug aus einem Interview, das im Oktober 2010 mit einem arabischstämmigen Arzt aus Nordrhein-Westfalen geführt wurde und in dem er über ein kurz zuvor stattgefundenes Zusammentreffen mit dem Polizeipräsidenten seiner Stadt berichtet:

„Da hat der Polizeipräsident angerufen. Der wollte einen Dialog. Ich habe gar nicht verstanden, was das bedeutet. Der hat so oft Dialog gesagt – warum sagt er nicht ‚ich will mit Euch sprechen'? Na gut, er will Dialog, er hat nicht gesagt, worum es geht und ich habe natürlich gesagt, wir freuen uns jeden Tag über Besuch. Ich sag mal, der Polizeipräsident, das ist ja nicht irgendwer. Aber er wollte unbedingt einen Termin. Ich habe gesagt: ‚Ich bin Rentner. Ich bin fast immer in der Moschee, Mittwoch, Freitag und Sonntag auf alle Fälle. Kommen Sie, wann Sie wollen'. Er hat lange geredet, das kann ich alles gar nicht genau nacherzählen, aber er hat dann ganz ängstlich gefragt: ‚Wir würden gerne mit ihrer gesamten muslimischen Gemeinde in den Dialog treten, vielleicht wäre es an einem Freitag, vor oder nach dem Gebet möglich?' Also bitte, wer ist ‚wir'? Die Polizei?! Und wer ist die muslimische Gemeinde? Unsere Gemeinde besteht aus dreißig bis vierzig Rentnern, die alle arabische Ärzte oder Ingenieure sind, na ja, manche sind auch aus der Türkei und Iran. Ich habe natürlich nichts dagegen. Er soll Freitag um 18 Uhr kommen, habe ich gesagt. (…) Und das wurde dann natürlich peinlich. Er hat erzählt und erzählt und geredet und immer und immer DIALOG – man hat immer dieses Wort gehört. Das war nervig, weil keiner der 25 anwesenden alten Männer verstanden hat, worum es geht. Nachdem ich ihn gebeten habe, nun zu sagen, worum es in diesem Dialog geht, kam es raus. Er wollte eigentlich mit den Jugendlichen, die in den Straßen rund um unsere Moschee Ärger und, ich sage mal, Quatsch machen, in einen Dialog treten. ‚Was haben wir damit zu tun', fragte ich. Und schon wieder: Dialog mit Muslimen, Dialog wurde zu lange nicht gemacht, Dialog, um das gemeinsame Leben zu verbessern, Dialog, Dialog. Ich bin höflich geblieben, Polizei ist wichtig und ich habe natürlich Respekt vor dem Polizeipräsidenten. Aber irgendwann musste ich deutlich werden, sag ich mal. Keiner der hier sitzenden Muslime hat ein Problem mit Dialog. Keiner. Keiner macht etwas, was schlecht ist, keiner muss etwas verbessern. Wir haben immer Steuern bezahlt, haben deutsche Angestellte und unsere Kinder haben alle Diplome an einer deutschen Universität. Ich habe ihm gesagt, dass diese Jugendlichen keine Muslime sind. Die sind auch zu uns frech gewesen. Und die gehen nicht in die Moschee, bei uns schon gar nicht.

Ein anderes Mitglied unseres Vereins hat der Polizei klar gemacht, dass wir selbst Angst vor diesen Männern haben. Noch ein anderer sagte, dass man mit denen keinen Dialog führen kann, die sollte man einsperren, fertig. Ich glaube auch, dass das bei manchen notwendig ist. Das passiert doch immer, wenn junge Männer nix zu tun haben und sich nur auf der Straße herumtreiben. Dialog hilft da nicht. Aber wenn er einen Dialog führen will, dann soll er das mal schön selbst machen. (…) Als ich das dann später meinem Sohn erzählt habe, hat er mir gesagt, dass das bestimmt wegen Sarrazin und so ist. Ich habe das gar nicht verstanden, der kann doch nicht uns gemeint haben. Da wurde ich wirklich, ich sage mal, stinksauer. Wo lebe ich hier? Das kann doch nicht sein, wir sind anständige Menschen. Wir hatten in unseren Ländern schon nichts mit kriminellen und respektlosen Menschen zu tun. Und hier soll ich jetzt damit anfangen und die Arbeit der Polizei übernehmen? Ein alter Mann wie ich? Was soll das? Sehen Sie, ich lebe fast vierzig Jahre in Deutschland. Meine Kinder sind hier aufgewachsen und haben in Deutschland die einzige Heimat. Und in vierzig Jahren habe ich so was nicht erlebt. (…) Ich verstehe das nicht, wir sind hier, uns geht es gut. Was soll ein Dialog."

ZIELSETZUNG

Mit diesem Buch wird zum Teil ein grober Überblick und in entscheidenden Bereichen ein tiefer Einblick in die Lebensverhältnisse und Strategien benachteiligter jugendlicher Muslime in Deutschland gegeben. Die Schwerpunktsetzung hat eine klare Zielsetzung: Es soll all jenen Professionellen und Interessierten helfen, die *verstehen* wollen, wie es zu irritierenden, befremdlichen, störenden und sozial unerwünschten Verhaltensweisen kommt. Erst durch das Verstehen kann eine Verständigung erfolgen. Wie kommt ein bestimmtes Verhalten zustande? Und: Wie kann man junge Migranten dabei unterstützen, ein Teil dieser Gesellschaft zu werden, ein gutes Leben im Rahmen rechtlicher Normen und sozialer Werte zu führen? Diese Fragestellungen sollten deutlich machen, dass es nicht primär darum geht, Probleme bei der Integration und im Bildungssystem festzustellen. Diese Probleme existieren und sind hinlänglich bekannt. Wir fragen also nicht nur nach dem „Was", sondern insbesondere nach dem „Wie".

ZUM THEMA

Alle Kinder und Jugendlichen wachsen im Wesentlichen in den vier Lebenswelten Familie, Schule, Peergroup und Medienlandschaft auf. Diese vier Bezugspunkte stellen Jugendliche türkischer und arabischer Herkunft allerdings vor besonders widersprüchliche Erwartungen und Handlungsoptionen. Das deutsche *Schulsystem* ist nachweislich kaum in der Lage, soziale Unterschiede auszugleichen. Die Nachkommen der ehemaligen Arbeitsmigranten sind dadurch nachweislich benachteiligt. Sie machen seltener als ihre Altersgenossen hochwertige Schulabschlüsse und verlassen das Schulsystem deutlich häufiger ohne Abschluss. Das liegt neben der Schulstruktur und wenig lernförderlichen Unterrichtsformen auch daran, dass in der Schule Werte wie Selbstständigkeit, Selbstdisziplin und Selbstreflexion (notwendigerweise) eine besondere Rolle spielen. Denn viele dieser Jugendlichen wachsen in autoritären *Familienstrukturen* auf, in denen Gehorsam, Unterordnung und vielfach auch Gewalt den Alltag begleiten. Ihnen fehlt oft die Intimsphäre, die Heranwachsende in Deutschland benötigen, um ein selbstbestimmtes Leben zu üben (wie beispielsweise auch ein eigenes Zimmer). Zusätzlich führen inkonsistente Erziehungsstile, die sie häufig in ihren Familien, aber auch in der Schule (beispielsweise durch unterschiedliche Lehrertypen) erleben, zu Irritationen und Orientierungslosigkeit.

Diese Widersprüchlichkeiten im Verhältnis von Schule und Familie, denen sich diese Jugendlichen gegenüber sehen, werden dadurch verschärft, dass ihre Eltern sowohl Loyalität gegenüber den traditionellen Werten als auch Erfolg in der Schule und später im Arbeitsleben erwarten – eine typische Erwartungshaltung von Migranten der ersten Generation gegenüber ihren Kindern. Dabei können die Eltern den Kindern kaum Hilfestellungen geben, auch weil sie traditionsbedingt die Erziehungs- und Bildungsverantwortung vollständig an die Schule abgeben. Insbesondere für junge Männer ergeben sich daraus strukturelle Konflikte in den Passungsverhältnissen von schulischer und familialer Lebenswelt. Eine Gruppe von Bildungsforschern formulierte es folgendermaßen: „Für Kinder aus ‚bildungsfernen' Milieus stellt sich damit beim Eintritt in die Schule die mehr oder minder ausgeprägte Alternative, sich entweder auf den Versuch des Bildungsaufstiegs einzulassen und dabei das eigene Selbst schutzlos den schulischen Zuweisungen von Erfolg und Misserfolg preiszugeben, oder sich den Anforderungen zu verweigern und ihnen die in den Peers und im eigenen Herkunftsmilieu ausgebildeten Bildungsstrategien und Anerkennungsmodi entgegen zu halten, die das eigene Selbst zu stützen und anzuerkennen vermögen" (Grundmann u.A. 2008, S. 58).

Dieses Problem verschärft sich für Jugendliche mit Migrationsgeschichte zusätzlich, denn sie leben sowohl mit sozialen Unterschieden aufgrund ihrer Schichtzugehörigkeit als auch mit kulturellen Unterschieden aufgrund der Migrationssituation. Für sie bestehen keine vorgeprägten Laufbahnen, an denen sie sich in Schule und Arbeitsmarkt orientieren könnten. Sie fühlen sich nicht als Deutsche und nicht als Türken oder Araber. Sie distanzieren sich in gewisser Hinsicht sowohl von der Mehrheitsgesellschaft als auch von der Familie und der traditionellen muslimischen Community. Sie suchen nach Orientierungspunkten, die Sicherheit bieten und Identität stiften. Genau dieser Effekt wird durch das Kollektiv von *Peers* mit gleichartiger sozialer und kultureller Herkunft ermöglicht. Die Ausbildung der Hauptschule als Restschule – eine Entwicklung, die nicht zuletzt PISA unbeabsichtigt zugespitzt hat – und die messbare Benachteiligung von Schülern mit Migrationshintergrund bei der Überweisung auf eine Förderschule haben dazu geführt, dass sich dort junge Männer mit Zuwanderungsgeschichte konzentrieren, die keine Vorbilder mehr kennen, die zeigen könnten, dass man Achtung und Respekt auch ohne Gewaltanwendung erfahren kann. Im Gegenteil: Sie finden eine Art Ersatzfamilie bzw. eine zweite Familie, bestehend

aus engen Freunden, die füreinander beinahe alles tun, unter Umständen bis zur Inkaufnahme, das eigene Leben zu gefährden. So werden Gewalt und Machterfahrung zu einem „effektiven Mittel der Selbststabilisierung" (vgl. Heitmeyer 2004, S. 647). Diese vermeintlichen „Tugenden" werden durch die *Medien* unterstützt – zumindest bei Betrachtung der für diese Jugendlichen attraktiven, Action und Gewalt darstellenden Bereiche der Medienlandschaft.

Der vorliegende Text geht – um es kurz zu fassen – von folgenden Annahmen, die nach und nach begründet werden, aus:

- Sind es soziale oder kulturelle Faktoren, die schwierige und stockende Integrationsprozesse begründen? Beides! Soziale Faktoren (wie Bildungsniveau, Einkommen, Wohnumfeld usw.) spielen genauso eine Rolle wie kulturelle Traditionen und Geschlechterkonstruktionen – insbesondere dann, wenn sie stark von der deutschen Kultur abweichen. Dabei kann nicht quantifiziert werden, wie stark jeweils das eine und das andere ist. Allerdings deutet zum einen Vieles darauf hin, dass die sozialen Rahmenbedingungen entscheidender sind, und zum anderen werden auch die sozialen Faktoren von den kulturellen beeinflusst. Daher hilft eine andere Frage für die Schwerpunktsetzung dieses Buchs:

- Können die kulturellen Faktoren verändert werden? Ja, aber nur *indirekt* über die sozialen Faktoren. Das heißt, dass auf die Kultur, die primär in der Familie weitergegeben bzw. weitergelebt wird, nicht unmittelbar zugegriffen werden kann und darf. Allerdings kann durch die Verbesserung der sozialen Lebensumstände der nachwachsenden Generationen (insbesondere durch Bildung und Beruf) die Bedeutung der Traditionen deutlich abgeschwächt werden. Bildung ist hier die zentrale Dimension.

- Wie können Kinder aus benachteiligten muslimischen Familien bei einer erfolgreichen Bildungskarriere unterstützt werden? Durch die Kenntnis und Beachtung der kulturellen Faktoren. Hier schließt sich der Kreis.

Genau diesen Zusammenhängen differenziert nach den Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Peers widmet sich dieses Buch. Nachdem in Kapitel zwei die Ebenen der sozialen Integration knapp unterschieden werden, folgen daraufhin die differenzierten Betrachtungen der Lebenswelten benachteiligter muslimischer Jugendlicher: In Kapitel 3 wird ein umfassender Überblick zum Familienleben gegeben; Kapitel 4 zeigt die spezifischen Denk- und Handlungsmuster muslimischer Jugendlicher auf; in Kapitel 5 folgen Ausführungen zur Lebenswelt Schule aus der Perspektive der Jugendlichen. Daraufhin werden in Kapitel 6 pädagogische Konsequenzen für die Arbeit mit den Jugendlichen und in Kapitel 7 Vorgehensweisen bei der Elternarbeit aufgezeigt. Statt eines Fazits folgt zum Schuss die Betrachtung erfolgreicher Muslime in Deutschland (Kapitel 8). Dieses Abschlusskapitel bietet sich gerade deshalb an, weil dadurch alle zuvor thematisierten Aspekte aus einer anderen Perspektive reflektiert werden können. Und nicht zuletzt hat uns der in der Arbeit mit jungen Menschen dringend empfohlene pädagogische Optimismus dazu veranlasst, bei allen schwierigen Sachverhalten, die in diesem Buch analysiert werden, aufzuzeigen, dass es sich dabei weder um deterministische Zusammenhänge handelt, noch dass sich diese Problemlagen durch ein „Aussitzen" von allein auflösen werden. Am Ende wird deutlich, dass es um Themen wie interkulturelle Kompetenz, Ungleichheitssensibilität, Ressourcenorientierung, aber auch pädagogische Professionalität, Konfrontation und Entschiedenheit geht. Es bedarf eines Umdenkens. Für dieses Umdenken muss zunächst verstanden werden. Hierzu möchten wir einen Beitrag leisten.[1]

1| Ergänzende Literaturtipps folgen am Ende jedes Kapitels.